Lisa-Marie Huber

Der Tod kriegt mich nicht

Mein Leben mit der Leukämie

Arena

Lisa-Marie Huber

In Zusammenarbeit mit
Veronika Vattrodt

Der Tod kriegt mich nicht

Mein Leben mit der Leukämie

Arena

In dieser Reihe außerdem erschienen:

Ela Aslan: Plötzlich war ich im Schatten.
Mein Leben als Illegale in Deutschland

Bader/Braun/Sailer/Schober/Schreiber/Sellmaier: Die Schüler von Winnenden.
Unser Leben nach dem Amoklauf

Christina Helmis: Mein Lollimädchen-Ich.
Mein Leben mit der Magersucht

Julia Kristin: Online fühle ich mich frei.
Mein Leben im Netz

Josephine Opitz: Auf dem Laufsteg bin ich schwerelos.
Mein Leben als Model im Rollstuhl

Angela S.: Dann bin ich seelenruhig.
Mein Leben als Ritzerin

Mihrali Simsek: Mit 18 mein Sturz.
Mein Leben im Gefängnis

Sabrina Tophofen: So lange bin ich vogelfrei.
Mein Leben als Straßenkind

Zu diesem Buch wird eine Unterrichtserarbeitung erstellt. Informationen darüber erhalten Sie beim Arena Verlag, Würzburg,

unter Telefon 0931/79644-0 oder www.arena-klassenlektueren.de.

Aus Datenschutzgründen wurden die Namen im nachfolgenden Text
teilweise von der Redaktion geändert.

1. Auflage 2013
©2013 Arena Verlag GmbH, Würzburg
Alle Rechte vorbehalten
Alle Fotos im Innenteil: ©privat
Einbandgestaltung: Frauke Schneider, unter Verwendung eines Fotos
von ©Peter Frank
ISBN 978-3-401-80379-1

www.arena-verlag.de
Mitreden unter forum.arena-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Prolog
1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel

19. Kapitel
Epilog
Danke

Prolog

Hab ich geschlafen?!«

Verwirrt drehe ich den Kopf, mein Vater sitzt neben dem Bett, auf dem Nachttisch erkenne ich die Umrisse von ein paar leeren Dosen Red Bull. Wie lange sitzt er da schon?

Sofort beugt er sich zu mir. »Nein, Lisa, du hast nur ein paar Minuten gedöst.«

Um mich herum piepsen die Überwachungsgeräte, aus meinem Brovi an der Brust kommen zwei Infusionsschläuche, an meinem Finger hängt ein Sauerstoffmesser und auf meiner Brust kleben Elektroden.

Irgendwie fühle ich meinen Körper nicht mehr richtig, nur ab und zu schießt ein schreiender Schmerz durch ihn hindurch. Und plötzlich überkommt mich die Gewissheit: Das war noch nicht alles. Da kommt noch ein richtiges Tief auf mich zu. Scheiße, da kommt noch was!

Unruhig und unangenehm benebelt versuche ich, mich an den Augen meines Vaters festzuhalten, in ihnen den Mut und die Sicherheit zu finden, die ich vor lauter Erschöpfung und Schmerzen nicht mehr aufbringen kann.

Ganz langsam füllen sich seine Augen mit Tränen. Ich taste mit meinen Fingern, die sich seltsam taub anfühlen, nach seiner Hand.

»Du darfst jetzt nicht weinen, weil ich jetzt auch nicht weinen darf.« Meine Stimme ist nicht mehr als ein raues Krächzen.

Seine Hand umschließt vorsichtig meine kalten Finger und ich spüre seine Wärme. Er schnieft und richtet sich auf dem unbequemen Krankenhausstuhl auf. »Ich wein doch gar nicht. Ich hab nur was im Auge.« Und wie zur Bestätigung

reibt er sich heftig über die Lider. Dann versucht er ein schiefes Grinsen. Wenn ich die Kraft hätte, würde ich jetzt lachen, so schrecklich misslingt ihm dieser Versuch.

Und dann, ohne jegliche Vorwarnung, bricht eine total heftige Übelkeitswelle über mir zusammen und ich fange an zu würgen. Im selben Moment beginnen die Überwachungsgeräte alarmiert zu piepen. Sofort hilft mein Vater mir, mich aufzurichten. Mein Rücken fühlt sich an, als ob er in Stücke brechen wollte, und mein Magen krampft sich so schmerzhaft zusammen, dass mir die Luft wegbleibt.

Oh, oh! Das hier läuft nicht gut. Das läuft hier überhaupt nicht gut!

Hektisch greife ich nach dem Notfallknopf, und bevor mein Vater reagieren kann, schreie ich schon heiser in die Gegensprechanlage: »Es ist nicht mehr gut. Es geht nicht mehr. Ich krieg keine Luft mehr! Hilfe!«

Die Zimmertür wird aufgerissen, das grelle Licht der Flurbeleuchtung fällt wie ein Spot auf mein Bett. Dany, meine Lieblingsschwester, beugt sich über mich.

»Lisa, was ist los?«

»Keine Luft … krieg keine Luft mehr!« Ich hechle panisch, während grelle Sterne durch mein Gesichtsfeld flitzen. Ich hab so eine Angst, ich muss unbedingt die Augen offen halten, bei Bewusstsein bleiben, die Kontrolle behalten.

Ärzte beugen sich über mich, jemand rollt mich in die stabile Seitenlage. Überall Hände, die mich anfassen, meinen Blutdruck messen, ruhige und konzentrierte Stimmen, die Anweisungen geben. Ich erkenne meine Ärztin Frau Dr. Kallen und den Chefarzt der Klinik, die ein paar Schritte von meinem Bett entfernt miteinander reden und mich dabei keine Sekunde aus den Augen lassen. Mein Vater wird von einer Schwester nach draußen gebracht. Bevor er geht, schaut er mich an, seine Augen quellen über vor Liebe und Sorge und in mir drin zerreißt etwas in Stücke. Das ist das Schlimmste überhaupt – den Schmerz in den Augen

meiner Eltern zu sehen, das halte ich kaum aus. Denn dann wird das alles hier plötzlich Wirklichkeit.

Ich zucke zusammen, als das kalte Gleitgel des Ultraschallgeräts meine Bauchdecke berührt. Ein Arzt drückt meinen Arm. »Lisa, bist du noch bei uns? Wie oft hast du dich übergeben?«

Ich versuche, den Arzt mit meinen Augen zu fokussieren, um ihn scharf zu sehen. Es ist der Chefarzt der Klinik.

»Keine Ahnung. Vielleicht fünf, sechs Mal.«

»Aha, gut.«

Es ist fast gespenstisch ruhig im Raum, obwohl so viele Menschen hier sind. Meine Augen fangen wieder an zu flattern, alles verschwimmt und ich spüre erneut, wie mir von einer Sekunde auf die andere speiübel wird.

Oh Gott, ich kann nicht mehr. Aber ich will noch nicht sterben – meine Eltern, Anja, alles schießt mir gleichzeitig durch den Kopf.

Nicht jetzt. Nicht auf dem letzten Stück, ich hab’s doch schon fast geschafft!

»Lisa, bist du noch hier? Lisa – kannst du mich noch hören?«

Mit letzter Kraft schaue ich den Arzt böse an und nuschele: »Ich bin noch hier, aber Sie müssen sich beeilen, lange kann ich das nicht mehr halten.«

Dann kann ich nichts mehr sehen, obwohl ich meine Augen offen habe. Alles wird schwarz.

Scheiße. Ich glaube, ich sterbe jetzt.

1. Kapitel

Drei Dinge, die ich mir geschworen habe:

1. Wenn meine Schwester Anja auf die Welt kommt, geht’s mir so gut, dass ich sie sehen darf und im Arm halten kann.
2. Wenn Tim seinen Abiball hat, will ich wieder stehen können und ihn begleiten.
3. Meinen siebzehnten Geburtstag will ich mit meiner Familie und meinen Freunden zusammen feiern können.

Ich bin Lisa und sechzehn Jahre alt. Vor einem Jahr sah ich noch so aus: zierlich, lange, dicke braune Haare, dunkle, lebhafte Augen, die frech und selbstbewusst aufblitzen konnten, dichte Wimpern und ausdrucksstarke Augenbrauen. Ich fand mich echt hübsch und hab mich wohlgefühlt mit mir und meinem Körper.

Ich hatte seit anderthalb Jahren einen festen Freund – Tim. Er war zwei Jahre älter als ich und bereitete sich auf sein Abi an derselben Schule vor, auf die ich auch ging. Ich will niemanden mit Details langweilen, deshalb in aller Kürze: Es war kein Blitzeinschlag, keine Liebe auf den ersten Blick. Ich habe mich Stück für Stück in ihn verliebt, er war wirklich sehr nett, hat mich zu nichts gedrängt und konnte total witzig sein. Und verdammt gut aussehen tat er auch noch. Er war zwar manchmal etwas wehleidig und ganz schön auf sich bezogen, aber als verliebte Vierzehnjährige, die fit und gesund durchs Leben springt, war es einfach, darüber hinwegzusehen.

Ich war kein Superstar in meinem Jahrgang, kein Mädchen, das die ganze Schule kennt. Ich war aber auch

kein Außenseiter, sondern fest integriert. Meine beiden Freundinnen Lea und Jassi waren mit mir in derselben Stufe.

Meine Familie war mir immer schon sehr wichtig. Meine Mutter hat meinen Adoptivvater geheiratet, da war ich zehn Jahre alt. Marcel ist toll, ich kenne ihn, seit ich fünf Jahre alt bin, und für mich ist er mein eigentlicher Vater. Als ich elf Jahre alt wurde, hat Marcel mich dann, mit dem Einverständnis meines leiblichen Vaters, adoptiert. Marcel ist mein Leben lang immer für mich da gewesen, egal, wie schlimm es auch wurde. Ich könnte mir keinen liebevolleren und besseren Vater vorstellen. Und dann gibt es noch meine kleine Schwester Anja. Und einen ganzen Haufen Hunde – Golden Retriever, die meine Eltern züchten.

Aber schon als Kind war da etwas. Immer mal wieder spürte ich eine ganz tiefe Angst, ein Wissen, dass irgendwas mit mir nicht stimmte, dass ich mal schwer krank werden würde. Irgendwann, da war ich vielleicht so elf, zwölf Jahre alt, lief im Fernsehen ein Spielfilm über ein Mädchen, das an Leukämie stirbt und vorher noch ihre Wunschliste abarbeiten will.

So eine Scheiße!, schoss es mir durch den Kopf. Völlig aus dem Nichts spürte ich auf einmal: Das ist es, was mich mal erwartet.

Das war grausam. Ich saß stocksteif auf dem Sofa und versuchte mit aller Kraft, dieses Gefühl zu verdrängen, es wegzuschieben. Ich musste ja wohl einen Vollschatten haben, wenn ich glaubte, so was wissen zu können. Damit beschwor ich es ja geradezu herauf. Ich hab mich für total gaga gehalten.

In meiner Not habe ich meiner Mutter von diesem Gefühl erzählt.

»Mach dich mal nicht verrückt, Lisa. Du hast viel Fantasie und gerade diesen Film geguckt. Du bist vollkommen gesund.«

Ich wollte ihr so gerne glauben, auch wenn ich tief in mir drin wusste, dass ich schon lange vor diesem Film das

sichere Gefühl hatte, dass da noch was auf mich zukommt …

Dann habe ich lange Zeit versucht, nicht mehr daran zu denken, hab ganz normal weitergelebt – was sollte ich auch machen? Aber sobald ich Verletzungen hatte oder mich mal krank fühlte wegen eines dicken Schnupfens, kam diese tiefe Angst wieder hochgekrochen und ich bin sofort zum Arzt gerannt. Ich wusste ja nicht, woran ich merken könnte, dass ich Leukämie habe. Und jedes Mal, wenn ich beim Arzt saß, hatte ich einfach nur Bammel, dass ich doch nicht spinne und recht behalten würde.

Dementsprechend hielten mich meine Eltern und meine Freunde irgendwann für einen Hypochonder, jemanden, der sich in jedes Wehwehchen hineinsteigert. Meine Freundin Lea hat ihre Witze darüber gemacht und oft habe ich mitgelacht und mir zutiefst gewünscht, dass ich tatsächlich einfach nur mit einer blühenden Fantasie gesegnet bin.

Alles in allem habe ich wirklich einen gesunden Körper gehabt. Ich habe gesund gegessen, keinen Mist mit meinem Körper angestellt und viel Sport gemacht. Ein Jahr vor der Diagnose hat unser Hausarzt mein Blut gecheckt – alles bestens! Mir ging’s auch echt gut.

Aber dann in dem Jahr hat sich diese Krankheit in meinem Körper entwickelt. Weshalb, kann mir keiner sagen, man weiß bislang noch nicht genau, wie Leukämie entsteht.

Es fing an, als ich mit Lea auf einem Katy-Perry–Konzert war. Eigentlich war ich genauso fit wie Lea. Aber an dem Abend bin ich einfach zusammengeklappt und mir ging’s echt dreckig. Ich bin raus aus der Halle, musste mich hinsetzen und was trinken. Hab noch zu Lea gesagt, dass ich überhaupt nicht wüsste, was los sei, dass ich einfach nicht mehr könne. Und obwohl ich die ganze Zeit so hinterher war, habe ich mir zunächst überhaupt nichts dabei gedacht.

Danach wurde es wieder besser, nur extreme Sachen gingen nicht mehr. Ich hab echt gedacht, dass ich zu

untrainiert wäre, und hab dementsprechend noch mehr Ausdauersport gemacht. Aber trotzdem wurde ich immer schlapper und kurzatmiger. Schulsport (wo ich sonst immer mindestens eine Zwei hatte) war plötzlich voll der Horror. Lea hat mich oft vom Spielfeld gebracht und mir immer wieder gesagt, dass irgendwas nicht stimme mit mir.

Meine Eltern fingen an, sich ernsthaft Sorgen um mich zu machen. Meine Mutter ist mit mir zum Arzt, und als wir im Wartezimmer saßen, kam diese alte Angst wieder hoch und ich wusste einfach, dass jetzt was richtig Blödes kommt.

Der Arzt war sich nach der Untersuchung ganz sicher: »Ihre Tochter hat Asthma und wird in Zukunft immer ein Kortisonnotfallspray mit dabeihaben müssen.«

Ich konnte mir das zwar beim besten Willen nicht vorstellen, wollte es aber nur zu gern glauben. Versuch ich’s halt, dachte ich erleichtert, der Arzt muss es ja wissen. Außerdem war Sommer, überall flogen Pollen durch die Luft und meine Beschwerden passten genau zum Krankheitsbild, das durch Asthma hervorgerufen wurde.

In den nächsten Wochen wurde es mit meiner Kurzatmigkeit immer schlimmer. Unsere Schule liegt oben auf einem Berg. Den mit dem Fahrrad hochzuradeln, hatte ich schon vor einiger Zeit aufgegeben. Aber auch zu Fuß hatte ich an manchen Tagen Schwierigkeiten, musste Pausen einlegen und kam schweißgebadet in der Schule an. Hab ein paar Mal zu Hause mit meinen Eltern Stress gekriegt, weil das Spray nur dann half, wenn ich es regelmäßig benutzte. Was hab ich mir in diesen Wochen Kortison in die Lungen gepumpt!

An meinem sechzehnten Geburtstag wollte ich mit Lea und Jassi ins Phantasialand, das hatten wir schon ewig geplant und wir freuten uns total darauf. Die Sonne schien, es war warm, und sobald wir bezahlt hatten, zogen mich Lea und Jassi zu so einem Doppelüberschlagshorrorkarussell.

Ich hatte mich schon fast daran gewöhnt, dass ich mich oft schlapp und schlecht fühlte. Aber gerade heute hatte ich